

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 10 (1906)

Artikel: Das Selterfräulein
Autor: Dilling, Lars
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-573168>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 20.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Kopf schmiegte. Sie zog ihre Ringe nicht mehr an und band keinen Schleier um, wenn sie ausging. Sie hatte jetzt keine Zeit dazu. Sie mußte nach ihrer linken Seite fühlen, wie der Schmerz da wuchs, sie mußte nach dem Briefboten hören und zählen, ob sie sich nicht verrechnet hatte.

Als der Bote zum hundertsten Male kam seit jener Nacht, brachte er einen Brief vom Vater, den Ria nicht lesen durfte. Hed nahm sie nur heftig am Arm, blickte sie mit wilden Augen an und sagte: „Er ist grausam! Mein Vater ist grausam! Das ist Carlo nicht, was mein Vater schreibt! Ich habe ihn gekannt, ich habe ihn geliebt, ich weiß, wie er ist. Ich weiß, daß es ihn schmerzen wird, wenn Vater ihm sein Wort zurückgibt. O Gott, vielleicht ist er krank!“

Ihm diese Zeitrieb das Oberhaupt an Professor Schwarz, daß Fräulein Hedwig seit den Sommerferien ungewöhnlich bleich und mager aussehe und fast nicht zum Essen zu bringen sei und daß es vielleicht wünschbar wäre, den Arzt zu konsultieren.

Zwei Tage darauf erschien der Professor selbst und holte seine Tochter zu einer „kleinen Vergnügungstour nach Paris“ ab.

* * *

Erst nach den Herbstferien sahen sich Hed und Ria wieder. Es war ein rechter Herbstregentag, wo alles tropfte, die Bäume, die Schirme, die Dächer, die Hunde auf der Straße und die Telegraphendrähte.

Über den nassen schimmernden Kies segelte Ria im unformlichen Regenmantel und in den Gummischuhen, die ihr zu groß

waren, auf die Tür des Pensionats zu. Da gewahrte sie hinter der Glasscheibe Heds Gesicht. So schnell es in den Gummischiffen ging, steuerte sie auf das Portal los. Sie riß die schwere Tür auf, die sie als Kind nie hätte öffnen können, und stand bei Hed und gab ihr die Hand. Einen Augenblick sagten sie nichts, und dann: „Bist du schon lange da? Mit welchem Zug kamst du denn? Das ist eine Nasse!“

Erst später fragte Ria: „Wie war's denn in Paris?“ Und Hed: „Trüb. Es regnete immer, und wenn es nicht regnete, so wär's doch grau.“ — „Aber du warst in den Theatern?“ — „O ja.“ — „War das nicht schön?“ — „O doch, schon.“ — „Aber im ganzen gefiel dir's nicht?“ — „O nein.“

Sie standen in ihrem gemeinsamen Zimmer und sahen in den reichen rauschenden Regen hinaus.

„Weißt du,“ sagte Hed, „er konnte ja nicht anders! Wenn seine Eltern ihn erben wollten, so könnten wir aus dem Meinen und seinem Einkommen nicht so leben, wie es für ihn standesgemäß war.“

Ria wollte rasch etwas erwidern; aber sie schloß den Mund, als sie Hed ins Gesicht sah.

Diese folgte mit den großen Augen einem Wassertropfen, der über ein gelbes Blatt des freundlichen Apfelbaumes herunterrann, einen Augenblick an seiner Spitze schwieb, dann auf einen Grashalm fiel, an diesem hinunterfloss und drauf verschwand. Hätte den Tropfen nicht die Schwere zur Erde gerissen, er wäre im Licht geblieben, nur, um den Glanz jener Augen in jenem Augenblick zu spiegeln.

Von drinnen erscholl eine Glocke. „Komm,“ sagte Ria und fasste Hed an der Hand; „komm, es läutet zur Arbeit!“

Das Selterfräulein.

Nachdruck verboten.

Humoreske von Lars Dilling, übersetzt von Wilhelm Thal, Berlin.

I.

Sie gehören zu den Sehenswürdigkeiten von Kopenhagen, die kleinen Eispannions. Auswendig sind sie gelb und inwendig hochrot mit einer Blumenvase auf jeder Seite und einer Mansell in der Mitte, einer reizenden kleinen Vestalin, die gegen ein Salär von vierzig Kronen monatlich und freies Selterwasser mit Himbeer sich verpflichtet hat, in der Sommerszeit einen tugendhaften Lebenswandel zu führen und Kopenhagens durstigen Seelen Eiswasser zu verschänken.

Es war ein heißer Tag.

Die Julijonne belebt mit ihrer Feuerzunge die Häuserwände, während ein glühender Wind einem unglücklichen Handelsbesitzer, der sich in die menschenleere Stadt verirrt hat, oder einem Kindermädchen, das sich noch fauler als gewöhnlich vorwärtsziehlt und mit seinem müden Blick nach einem verliebten Jäger ausspäht, den Staub in die Augen treibt. Aber selbst die Jäger haben die Stadt verlassen. Sie liegen auf dem Exerzierplatz, um zu lernen, wie es im Kriege zugeht.

In der Nähe eines der erwähnten Pavillons saß ein junger Mann im Schatten einiger Bäume auf einer Bank.

Sein eleganter Anzug, sein Seidenhut, sein dünner Spazierstock und dito Knebelbart, alles deutete darauf hin, daß es zu einem der Glücklichen oder Unglücklichen gehörte, die an gewissen Tagen auf der strengen Wage der Wissenschaft gewogen werden, um unter die Zahl der Minerva-Söhne aufgenommen zu werden, im Falle sie dazu nicht zu leicht befunden wurden.

Seine Züge hatten den träumerischen Ausdruck und sein Gesicht das schlaffe Gepräge, das man bei jungen Männern findet, die an unglücklicher Liebe oder an Zahnschmerzen leiden.

Zest sah es indessen aus, als hätte er einen großen Entschluß gefaßt. Er erhob sich und ging mit festen Schritten zum Pavillon.

„Ich möchte gern . . .“ stammelte er.

„Ein Glas Champagnerlimonade haben,“ ergänzte die Gissmannschaft lächelnd.

„Rein, ich danke; ich habe heute schon fünf getrunken.“

„Was wünschen Sie denn?“

„Fräulein, betrachten Sie mein Gesicht, lesen Sie in meinen Augen und versuchen Sie, es zu erraten!“

„Ich hätte es schon längst erraten sollen,“ sagte sie und

nahm ein Glas. „Sie wollen ein Glas Selter haben; Sie haben gewiß gestern gebummet!“

„Sie spotten meiner nur. Nun gut, geben Sie mir ein Glas Eiswasser; ich kann ein bißchen kaltes Wasser im Blut wohl vertragen . . .“

Darauf leerte er das Glas und ging auf seinen Platz zurück, wo er mit gebeugtem Haupt in tiefe Gedanken versunken dastand.

Plötzlich fühlte er einen Schlag auf der Schulter und sah auf. Ein junger Student mit schönem, aufgewecktem Gesicht stand neben ihm.

„Bist du's, Better Karl?“

„Ja, zu Diensten, teurer Cousin! Aber Gott bewahre mich, wie steht du aus! Du hast wohl gestern zuviel getrunken, Albert?“

„Ja, sieben Glas Champagnerbrause, fünf Selter mit und vier ohne Himbeer und drei Glas Eiswasser!“ sagte Albert mit schwerfälligen Lächeln.

„Unglückslicher, du kannst dir ja die Cholera an den Hals trinken!“

„Ich will gar nichts; ich will sterben.“

„Damit solltest du warten, bis du dein Examen gemacht hast. Du leidest vermutlich an unglücklicher Liebe; denn daß will man immer sterben.“

„Du hast richtig geraten!“

„Und deine Flamme?“

„Steht hier im Pavillon. Ist sie nicht reizend? Ihr Haar ist gelb und schimmernd wie Topasen, ihre Augen blau wie Saphir . . .“

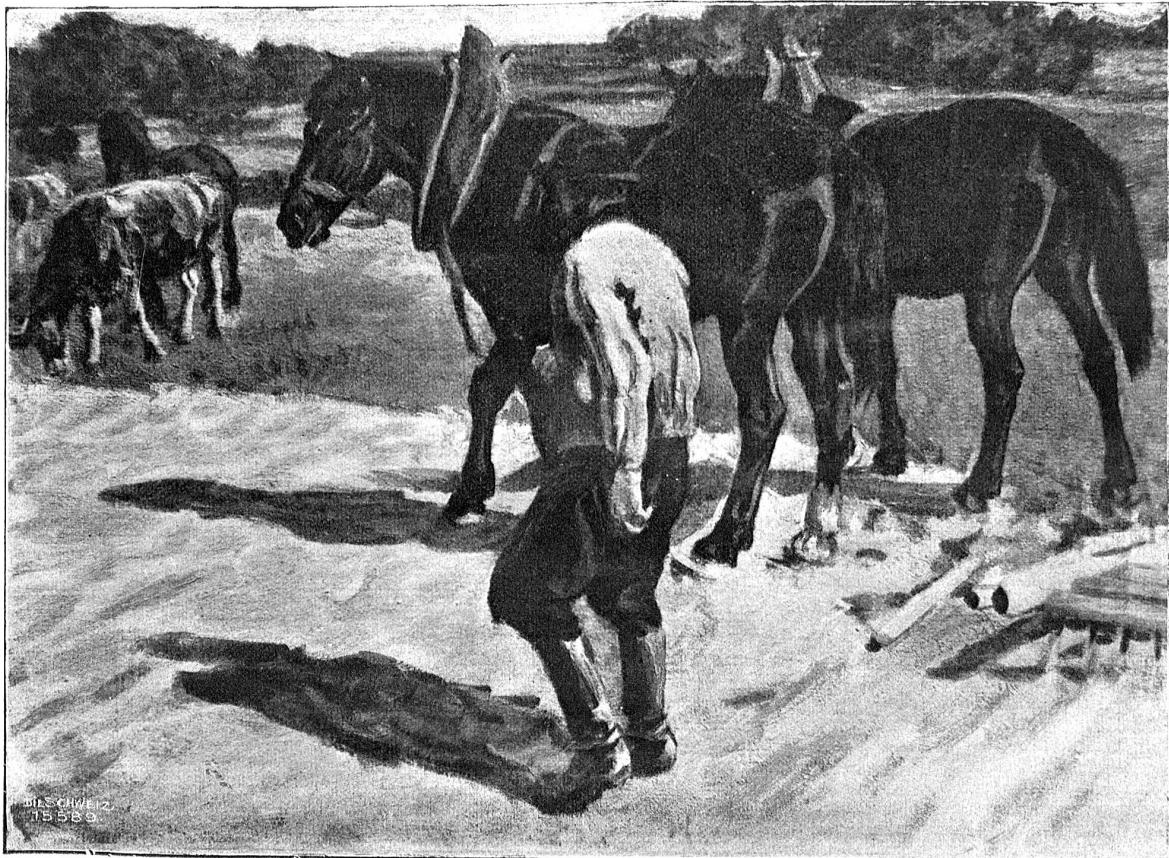
„Ihre Nasenspitze ist rot wie der Rubin, und ihre Hände sind violett wie Amethyste,“ fuhr Karl pathetisch fort. „Du solltest sie in Gold fassen; dann nimmt sie sich bei Licht sehr gut aus.“

„Überall stoße ich auf Spott. Auch sie lacht über meine Liebe.“

„Das ist nur Verliebtheit, mein Freund! Das ist eine Kinderkrankheit. Ich habe sie in jungen Tagen auch gehabt.“

„Herrgott, du bist doch nicht so alt, du bist doch erst vor zwei Jahren Student geworden!“

„Das ist gleich, ich kenne die Krankheit doch. Ich schwärme



Bauer beim Eggen. Nach dem Gemälde von Adolf Thomann, Zürich-München.

für eine Zigarrenverkäuferin fast acht Tage und dachte stark daran, mich im Schloßteich zu ertränken; aber es ging vorüber, sobald ich das schriftliche Examen gemacht hatte."

"Wenn mein Zustand andauert, bringe ich in diesem Jahr kein Examen zustande," sagte Albert düster. "Ich bin zum Arbeiten ganz untauglich. Ich tue nichts weiter, als von ihr träumen und Limonade trinken. Der Sache muß ein Ende gemacht werden!"

"Was willst du denn tun?"

"Ich will sie um ihre Hand bitten, und wenn sie mir ihr Ja gibt, nehme ich sie mit zu Tante Doras auf Besuch."

"Einen freundlichen Empfang kann ich euch versprechen."

"Ich werde Tante bitten, sie ins Haus zu nehmen. Ich will nicht, daß meine Braut hier für all' und jeden zur gefälligen Betrachtung ausgestellt bleibt!"

"Und Tante wird euch beide zum Hause hinausjagen."

"Dann miete ich ein Logis für sie, habe ja meine Zinsen."

"Ja, hundert Kronen monatlich! Da können zwei Personen fett werden! In joldem Falle ist es das Beste, ihr verheiraten euch gleich und mietet ein Zimmer mit Küche. Nein, mein Freund, laß uns mal ein bißchen vernünftig reden!"

"Ich kann nicht vernünftig reden. Ich bin toll, liebestoll!"

Er verbarg das Haupt in den Händen.

Der Vetter schlug ihm auf die Schulter.

"Albert!"

"Laß mich!"

"Komm' doch ein bißchen mit!"

"Verlaß mich! Laß mich in Ruhe!"

Karl schlenderte die Straße hinunter.

"Armer Karl!" dachte er. "Seine Verliebtheit ist doch erster, als ich glaubte. Ich muß zu Tante Doras. Wir beide sind seine einzigen Verwandten, und es ist unsere Pflicht, Familienrat zu halten."

Darauf steuerte er zu Tante Doras jungfräulicher Wohnung.

II.

Fräulein Dora Ahnstedt wohnte im Damenstift und war, wie sie selbst sagte, ein einsames Weib, das keine andere Freunde auf dieser Welt hatte als den Hund Boby und keine andere Sorge als die beiden Neffen Karl und Albert.

Das Fräulein saß auf dem Sophia mit Boby auf dem Schoß, als Karl eintrat. Der Hund ließ ihm knurrend entgegen. Nachdem er Boby mit einem Fußtritt und die Tante mit freundlichem Nicken begrüßt, ließ er sich in einem Lehnsessel nieder.

"Ja, du bist ein recht angenehmer Gast! Kaum bist du zur Tür hereingetreten, fällst du das arme, wehrlose Tier an!"

"Bitte sehr: ich arme wehrlose Kreatur bin kaum zur Tür hereingekommen, da werde ich von einem alten Hund, der heult, und einer dito Tante, die zankt, angefallen!"

"An deiner Stelle würde ich nicht kommen," sagte das Fräulein spitz.

"Das täte ich auch nicht, wenn nicht die unglücklichen Familienverhältnisse mich hertrieben."

"Wirklich?"

"Ja!"

"Du kommst also . . ."

"Um einen Familienrat zu halten, meine teure Tante," sagte Karl feierlich. "Es handelt sich um das Glück deines Bruder Johns."

"Dein Glück ist mir ganz gleichgültig," sagte das Fräulein erregt.

"Du sollst auch damit ganz unbehelligt bleiben, Tante; ich meine Albert!"

"Na, was ist denn mit ihm los?"

„Er will sich bloß mal verloben und gedenkt, sein Examen fürs erste nicht zu machen.“

Und Karl erzählte von der unglücklichen Liebe des Vetzters. „Mein Neffe, Albert Ahnfeldt, wird nie im Leben eine Ladenmannschaft heiraten,“ sagte Tante erbittert. „Wo ist der unglückliche Pavillon?“

Karl beschrieb die Gegend.

„Morgen werde ich hingehen und mir die Sirene ansehen.“

„Ja, tu mir den Gefallen und geh' hin, Tante!“

„Tu mir auch den Gefallen und zieh' nicht an der Tischdecke; sonst reizest du die Blumenbäume herunter!“

„Zest werde ich geben, Tante. Das, glaube ich, ist der größte Dienst, den ich dir und mir erweisen kann.“

Nachdem er zum Abschied der Tante die Hand gedrückt und Boby in den Schwanz geküßt, ging er auf die Tür zu.

„Ich komme morgen wieder. Die Göster wissen es, nicht meinetwegen; aber was tut man nicht für die Familie?“

Tante Dora blieb allein in diese Gedanken verunken sitzen, während sie geistesabwesend Bobys feisten Rücken strich.

Als sie so eine Stunde gesessen hatte, wurde die Türe plötzlich aufgerissen, und herein stürzte eine jugendliche Mädchen gestalt mit einem muntern Gesicht und einer Masse schwarzer Locken, von einem einen Haufen Koffer und Taschen tragenden Dienstmädel begleitet. Ohne auf Bobys verzweifeltes Heulen zu achten, eilte sie auf Fräulein Dora zu, umarmte und küßte sie auf das herzlichste.

„Du erkennst mich nicht wieder, Tante? Wirklich nicht? Ich bin ja die Tochter deiner Schwester, Lolla Laedel, die jetzt ein schönes großes Mädchen geworden und direkt von Drontheim gekommen ist, um ihre Tante Dora zu besuchen.“

„Wie sollte ich dich wiedererkennen? Du warst neun Jahre alt, als ich dich zuletzt sah, und bist jetzt neunzehn. Außerdem hast du uns nie ein Bild von dir geschickt...“

„Nein, ich habe nie so lange still sitzen können! In Drontheim hängt ein Bild von mir; aber das hat zwei Nase und Gott weiß wieviele Augen und Ohren. Das Porträt steht gewissermaßen in seiner Art einzig da, und ich genoß die Ehre, in Glas und Rahmen gefestigt und im Atelier aufgehängt zu werden, um andern als abschreckend Beispiel zu dienen.“

„Als kleines Mädchen warst du ein Wildfang.“

„Stimmt, Tante! Aber wie geht's den Jungen?“

„Was für Jungen?“

„Albert und Karl!“

„Ah, das sind recht häßliche Menschen!“

„Nein, das sind sie nicht! Wir haben ja ihre Bilder, und die sehen beide so süß aus; aber Albert ist gewiß der süßere.“

„Ja, das sind nette Burschen! Sie suchen beide, ihrer alten Tante das Leben nach Kräften zu verbittern, und Albert wird wahrscheinlich das Kunststück in den nächsten Tagen zu stande bringen, daß sie mich ins Grab legen.“

„Ah, so schwärme sind sie wohl nicht!“

„Du kannst selbst urteilen,“ sagte Tante Dora und erzählte von Alberts Liebesgeschichten und Karls Hänsleien.

„Also Albert ist verlobt,“ sagte Lolla; „ich hätte Lust, mir das Selterfräulein anzusehen. Sie ist natürlich süß.“

„Ich habe schon daran gedacht, mal hinzugehen und sie im Augenschein zu nehmen.“

„Wollen wir gleich gehen, Tante?“

„Wo denfst du hin? Du mußt dich doch erst ein bisschen von der Reise erholen.“

„Ich bin gar nicht müde.“

„Willst du eine Erfrischung?“

„Ich habe weder Hunger noch Durst. Dagegen brenne ich vor Neugierde, die junge Dame zu sehen.“

„Sie ist gewiß nicht so interessant.“

„Rein; aber ich möchte gern sehen, ob sie schöner ist als ich.“ jagte Lolla, während sie ihre schwarzen Locken vor dem Spiegel ordnete. „Wollen wir nun gehen, Tante?“

Das Fräulein erhob sich und setzte den Hut auf.

„Die Kinder, die Kinder! Sie tyrannisieren mich vollständig. Ich glaube, ich hatte schon genug von den Jungen; aber nun habe ich auch noch ein Mädchen auf den Hals bekommen...“

„Und die ist doppelt so schlinn wie die Jungen,“ sagte Lolla und fasste die Tante unter.

Und nun gingen sie hinunter, während Boby hinterdrein trippelte, offenbar herzlich froh über den Spaziergang, der in seinem stillen Leben eine angenehme Abwechslung bildete.

III.

Die Eisjungfer stand wie gewöhnlich im Pavillon und ließ die kühlen Getränke aus den Silberhähnen strömen.

Albert erschien.

„Heute muß ich mich erklären, heut oder nie!“ murmelte er und steuerte den Kurs nach dem Pavillon, um sich mit einigen Gläsern Champagnerbrause Mut und Kraft zu dem großen Schritt anzutrinken.

Die Mamself war indessen sehr in Anspruch genommen von einem wohlgenährten Bürger, der gleichzeitig mit seinen sechs hoffnungsvollen Sprößlingen beiderlei Geschlechts den Eingang versperrte, indem Vater und Kinder eifrig damit beschäftigt waren, ihre reizenden Gläser Limonade zu leeren.

Albert blieb einige Schritte vom Pavillon stehen.

„So, Kinder,“ sagte der Mann, „nun müssen wir Mama adieu sagen. Gebt ihr einen schönen Kuß!“

Alle sechs defilierten am Pavillon vorüber, und jedes bekam seinen Kuß weg.

„Ich bekomme wohl auch einen,“ sagte der Vater und setzte die Lippen in Postur.

„Du bekommst zwei,“ erklärte das Selterfräulein, schlang die Arme um seinen Hals und gab ihm ein paar Küsse.

Albert stand wie versteinert und wußte nicht, ob er träumte oder wachte. Der Bürger wanderte indessen über die Straße, von der Kinderschar begleitet, die im Chorus rief:

„Adieu, Mama, adieu, Mama!“

Albert taumelte auf sie zu.

„Sind das alles Ihre Kinder?“ fragte er entsetzt.

„Das sind meine zukünftigen Stieffinder!“ sagte sie mit glücklichem Lächeln. „Der Vater ist mein Bräutigam, Schuhmachermeister Pedersen. Er ist Witwer. Wir wollen uns im nächsten Monat verheiraten.“

„Na, so was!“

„Was wünschen Sie zu trinken?“

„Nichts!“

„Wie Sie wollen!“

„Adieu!“

„Adieu!“

Und er verließ den Pavillon.

„Sie, meine erste Liebe, mein Ideal, mit einem Schuster mit sechs Kindern verlobt!“ murmelte er. „O Weib, Weib!“

(Schluß folgt.)

Morgen auf dem Acker.

Sei mir gegrüßt, du frischer Morgen,
Der mir der Arbeit Segen bringt!
Ein Schatz ruht dir im Schoß verborgen,
Den sich so mancher nie erringt.
Das Gold der klaren Herrgottsfrühe
Schlürf' ich mit vollen Zügen ein,
Leiß' legt sich auf den Pfad der Mühe
Des Glückes wunderbarer Schein.

Die ersten Lerchen hör' ich steigen,
Dem Lied lauscht zitternd Halm und Blatt;
fern grüßt der Wald mit seinem Schweigen,
Das stets mein Herz gefangen hat.
Ich grüße dich, du klarer Morgen,
Der mir der Scholle Frieden brütt!
Der wird sich keine Krone borgen,
Der sich der Kunst der Stillen freut.

Alfred Huggenberger.